

campus

DIE WELT DER GRIECHEN

VORGESTELLT VON ARNULF ZITELMANN



© Campus Verlag GmbH

Die Welt der Griechen

Arnulf Zitelmann, geboren 1929, studierte Philosophie und Theologie. Bis 1992 war er als Religionslehrer an einem Gymnasium in Darmstadt tätig. Heute lebt und arbeitet er als freier Schriftsteller in der Nähe von Darmstadt. Er ist Autor zahlreicher Jugendbücher, Romane und Biografien, unter anderem über Martin Luther und Martin Luther King. Neben zahlreichen weiteren Auszeichnungen für sein Werk erhielt Arnulf Zitelmann den Gustav-Heinemann-Friedenspreis sowie den Großen Preis der Akademie für Kinder- und Jugendliteratur. Bei Campus erschienen von ihm *Die Weltreligionen* (2002) und *Die Geschichte der Christen* (2004).

Hauke Kock, geboren 1965, studierte Kommunikations-Design. Seit 1993 ist er als freischaffender Illustrator tätig, besonders hat es ihm die Alte Geschichte angetan. Hauke Kock lebt mit seiner Familie in Kiel.

Die Welt der Griechen

vorgestellt von Arnulf Zitelmann

Illustrationen von Hauke Kock

Campus Verlag
Frankfurt/New York

© Campus Verlag GmbH

Bibliografische Information der Deutschen Nationalbibliothek:
Die Deutsche Nationalbibliothek verzeichnet diese Publikation in der
Deutschen Nationalbibliografie. Detaillierte bibliografische Daten
sind im Internet unter <http://dnb.d-nb.de> abrufbar.
ISBN 978-3-593-38536-5

Das Werk einschließlich aller seiner Teile ist urheberrechtlich geschützt.
Jede Verwertung ist ohne Zustimmung des Verlags unzulässig.
Das gilt insbesondere für Vervielfältigungen, Übersetzungen, Mikroverfilmungen
und die Einspeicherung und Verarbeitung in elektronischen Systemen.
Copyright © 2008 Campus Verlag GmbH, Frankfurt/Main
Umschlaggestaltung: Guido Klütsch, Köln
Umschlagmotiv und Illustrationen ©: Hauke Kock, Kiel
Satz: Fotosatz Huhn, Linsengericht
Druck und Bindung: Freiburger Graphische Betriebe
Gedruckt auf säurefreiem und chlorfrei gebleichtem Papier.
Printed in Germany

Besuchen Sie uns im Internet: www.campus.de

© Campus Verlag GmbH

Inhalt

Die Vorväter Griechenlands	
<i>Kreta, Mykene und die dunklen Jahre</i>	7
Geburt des »klassischen« Griechenlands	
<i>Die Vordenker der griechischen Wissensexplosion</i>	24
Recht und Gesetz in griechischen Städten	
<i>Athen und Sparta wollen beide Macht</i>	42
Einigkeit macht stark	
<i>Die griechischen Stadtstaaten und die Perserkriege</i>	100
Es kann nur einen Gewinner geben	
<i>Athen strebt die Vorherrschaft an</i>	129
Sparta gegen Athen, Athen gegen Sparta	
<i>Die Entscheidung im Peloponnesischen Krieg</i>	155
Makedonien, die neue Führungsmacht	
<i>Aristoteles, Alexander, und was darauf folgte</i>	187
Nachwort	210
Zeittafel	211
Glossar	216

Die Vorväter Griechenlands

Kreta, Mykene und die dunklen Jahre

Lange, bevor die Akropolis gebaut wurde, lange vor Sokrates und Aristoteles und lange, bevor es Städte wie Athen und Sparta gab, erblühte auf der langgestreckten Insel Kreta im östlichen Mittelmeer die früheste Hochkultur Europas. Die Minoer hatten noch nie etwas von einem »Griechenland« gehört, sprachen kein Griechisch und gebrauchten eine bis heute unbekannte Schrift. Und doch sind sie irgendwie Verwandte, man könnte sagen, kulturelle Vorläufer der Griechen.

Die früheste griechische Hochkultur war die sogenannte »mykenische Kultur«. Sie hat viel von der kretischen Kultur übernommen. Heute ist der Ort Mikine eine kleine Bahnstation südlich der Landenge des Peloponnes. Doch in archaischer Zeit war Mykene ein bedeutendes Kulturzentrum, mit einer ausgedehnten Palastanlage, in der die ersten Könige Griechenlands residierten. Beide Kulturen zerfielen mit der Zeit und gingen unter. Aus ihren Ruinen jedoch sollte ein Reich hervorgehen, das jahrhundertlang den Mittelmeerraum prägte und beherrschte: Griechenland.

Wie Kreta zu den Griechen kam

Eine gewaltige Explosion erschütterte die Inselwelt der griechischen Ägäis in vorgeschichtlicher Zeit. Der Santorin-Vulkan, nördlich von Kreta, öffnete sich, riss die Insel entzwei und schleuderte vulkanisches Material über das Ägäische Meer. 40 bis 60 Kubikkilometer. Die Katastrophe von Santorin bezeichnen Wissenschaftler als eine der größten Vulkan-Explosionen in den zurückliegenden 5 000 Jahren.

Vulkanisches Material regnete auf die Städte von Santorin, begrub sie unter meterhohen Ascheschichten. Archäologen gruben eine der Städte, Akrotiri,

im vorigen Jahrhundert aus. Und sie staunten. Überwältigt von den Resten einer großzügigen Stadtanlage, wie sie bis dahin niemand in der griechischen Inselwelt erwartet hatte.

Der Ausbruch ereignete sich um 1600 vor unserer Zeit. Akrotiri aber besaß bereits wassergespülte Toilettenanlagen, man wohnte komfortabel in bis zu drei Stockwerken hohen Häusern, die freigelegten Vorratsräume bargen gewaltige Gefäße für die Einlagerung von Getreide, Oliven und Wein. Gepflasterte Straßen führten durch die Stadt. Die Straßen säumten Werkstätten: Trauben- und Ölpresen, Mühlen, Töpfereien und metallverarbeitende Betriebe. Und unter dem Straßenpflaster legten die Ausgräber ein ausgeklügeltes Kanalsystem frei.

Akrotiri öffnet ein Zeitfenster. In eine überraschend moderne Vergangenheit.

Auf sterbliche Überreste der Bewohner von Akrotiri ist man bisher nicht gestoßen. Offenbar hatten die Familien ihre Stadt noch rechtzeitig vor dem großen Ausbruch verlassen können. Unter Mitnahme ihrer wertvollsten Besitztümer, wie Schmuck und Waffen.

Doch sie hinterließen ihre Wandbilder, auf Putz gemalte Fresken. Sie geben uns Einblicke in das Leben der versunkenen Stadt. Blaue Äffchen turnen über die Wände, zwei Jungen messen sich im Faustkampf, Frauen sammeln gelbe Safranblüten zum Färben kostbarer Gewänder, stark geschminkte, festliche Damen der feinen Gesellschaft, Flusslandschaften mit Jagdszenen, Lilien, zwischen denen anmutige Schwalben segeln, ziehen an den Augen des Betrachters vorbei.

Schriftliche Hinterlassenschaften der Inselbewohner sind bislang nicht aufgetaucht. Um so wertvoller sind die Fresken von Akrotiri. Sie vermitteln uns einen anschaulichen Eindruck der farbenfrohen Inselkultur in der griechischen Ägäis.

Fast möchte man meinen, dass griechische Künstler diese Fresken malten, so typisch griechisch mutet uns die Lebenswelt der Inselstadt an, so sehr erinnern sie an Szenen aus den Epen Homers. Dieser große griechische Dichter schuf mit seinen Erzählungen *Ilias* und *Odyssee* nicht nur die ältesten erhaltenen Werke unserer Literatur, sie sind auch die einzigen überlieferten Zeugnisse aus den frühen Jahrhunderten der griechischen Geschichte.

Doch als die Fresken von Akrotiri entstanden, gab es noch kein Griechen-

land. Santorin lag im Einflussbereich der kretischen Kultur. Und die Kreter der Frühzeit stammten vermutlich aus einer der Regionen des Nahen Ostens, wo die junge Menschheit zuerst gelernt hatte zu siedeln, Landbau zu betreiben.

Die Paläste Kretas waren überreich mit Fresken ausgestattet, wie sie auch die Bewohner von Akrotiri liebten. Auf Kreta begegnen wir ebenfalls Blumen, Vögeln, spielenden Delfinen. Und sportlichen Wettkämpfern, Männern und Frauen der Hofgesellschaft, oft in Lebensgröße dargestellt, schlanken, anmutigen Gestalten mit sehr engen Taillen. Die Damen tragen bodenlange Zierkleider, knapp ausgeschnittene Mieder, die ihre Brüste frei lassen. Frauen wie Männer legen großen Wert auf ihre Haarpracht. Sie lassen ihr dunkles Haar lang wachsen, legen es in füllige, bis über die Ohren hängende Locken.

Eines der Palastgemälde zeigt Akrobaten, junge Männer und auch Mädchen, die einen Stier bei den Hörnern fassen, sich purzelbaumschlagend über dessen Rücken schwingen und nach dem Sprung von einem anderen Akrobaten auffangen lassen. Vermutlich sind es Tänzer, die einen rituellen Tempeltanz für den auf Kreta verehrten Gottes-Stier aufführen.

Die kretische Freskenkunst ist auf der Welt ohne Gegenbeispiel. In ihrer Blütezeit strahlte ihr naturalistischer Stil über das ganze östliche Mittelmeer aus. Bis nach Ägypten, bis in den Vorderen Orient.

Ihre Paläste errichteten die kretischen Herrscher dort, wo der Blick weit übers Meer oder über die offene Landstaft strich. Ihre Erbauer waren empfänglich für die Schönheit der Natur, was sich auch in ihren Fresken äußert.

Der Palast von Knossos, nahe der nördlichen Küste, umschloss einen Innenhof von 54 mal 27 Metern, und sein Gesamtkomplex bedeckte ein Areal von 13 000 Quadratmetern. Ein Labyrinth von Hallen, Gängen, Zimmerfluchten, Vorratsräumen und mehreren kleinen Innenhöfen, dazwischen eine Kapelle, die Quartiere des Herrschers und seiner Gemahlin, die über ein eigenes Badezimmer verfügte, alles über zwei Stockwerke mit ansteigenden und fallenden Treppen verbunden, durchzogen von einem ausgeklügelten Wasserableitungssystem, das den Palast gegen plötzliche Regenstürze absicherte. Ein unkundiger Besucher fand allein kaum aus diesem Labyrinth heraus.

So entstand wohl die Sage vom Labyrinth des Minotauros, dem gewaltigen Stiergott, dessen Abbild, der Herrscher von Knossos, inmitten eines von verwirrenden Irrwegen durchkreuzten Palastes residierte.

Merkwürdig, dass auf Kreta alle monumentalen Festungsbauten fehlen. Steile Mauern, Wehrtürme, massive Torbefestigungen. Solche Bauten prägen

das Bild der umliegenden Kulturen, sei es in Ägypten oder im Zweistromland, auf Kreta sieht man sie nirgends.

Altertumswissenschaftler rätseln, warum das so ist. Fühlten sich die Kreter auf ihrer Insel so sicher, dass sie glaubten, auf mauerbewehrte Paläste und Städte verzichten zu können? Bis heute gibt es keine sichere Antwort auf diese Frage. Zumindest aber musste Kreta keine überseeischen Feinde fürchten. Ägypten war keine Seemacht. Allein schon die Holzarmlut im Niltal verhinderte den Ausbau einer hochseetauglichen Kriegsflotte. Und die phönizischen Städte an der Küste des heutigen Libanon schufen erst nach dem Niedergang der kretischen Palastkultur ihre Handels- und Kriegsmarine. Also lag Kreta wie eine natürliche Festung mitten im Meer, sicher vor auswärtigen Feinden.

Die Siedlungsgeschichte Kretas reicht zurück bis in die Steinzeit. Auf zerbrechlichen und einfachen Fahrzeugen hatten Menschen immer wieder im Lauf der Jahrtausende die Insel erreicht, hatten dort in den Ebenen und auf den Hügeln gesiedelt.

Die kretische Palastkultur jedoch geht auf eine Einwanderungswelle zurück, die erst am Ende der Steinzeit, im Übergang zur Bronzezeit, die Insel in Beschlag nahm. Ungefähr um das Jahr 3 000 vor unserer Zeit. Sie waren wahrscheinlich schon mit seetüchtigen Schiffen übers Meer gekommen. Womöglich brachten die Neuankömmlinge auch die ersten Haustiere mit auf die Insel und führten die Landwirtschaft in Kreta ein. Die Eroberer legten Siedlungen an, betrieben Ackerbau und Viehzucht. Doch sie blieben dem Meer treu, das sie hierher getragen hatte. Die Neukreter schufen die erste maritime Macht des Mittelmeeres. Die Wissenschaft nennt sie die »Minoer« nach ihrem sagenhaften König Minos. Dass es diesen König Minos wirklich gab, ist eher unwahrscheinlich. Die ägyptischen Hieroglyphen nannten die kretischen Handelsleute die »Keftiu«. Wie sie sich selbst bezeichneten, wissen wir nicht, denn die Minoer hinterließen uns kein literarisches Vermächtnis. Wohl hatten sie schreiben gelernt. Doch ihre Schriftzeichen konnte bislang niemand entziffern. Es scheint auch, dass sie ihre Fertigkeit zu schreiben nur benutzten, um Inventarlisten von Verbrauchsgütern anzufertigen. Und so kennen wir keinen einzigen Menschen der minoischen Zeit mit Namen, der jener versunkenen Kultur ein persönliches Gesicht geben könnte.

Das Ende der kretischen Kultur kam um das Jahr 1400. Die bunten Paläste brannten aus. Nie wieder in den nachfolgenden Jahrtausenden brachte Kreta

seine Stimme in das Konzert der großen Kulturen ein. Altertumsforscher suchen zu verstehen, was den Höhenflug der minoischen Kultur so plötzlich beendete. Doch ihr Niedergang bleibt ein Rätsel.

Eine griechische Sage erinnert mit Daidalos und Ikaros an zwei Kreter. Daidalos, dessen Name »der kunstfertige Mann« bedeutet, soll für König Minos das ausweglose Labyrinth entworfen und erbaut haben. Die Legenden schildern ihn als technisches Universalgenie. Er erfand so praktische Gebrauchsgegenstände wie Säge und Axt, Bohrer, Holzleim und das Bleilot, die antike Wasserwaage, war zudem ein begabter Bildhauer. Für sich und seinen Sohn Ikaros soll er Flügel aus Wachs und echten Federn angefertigt haben. Ikaros flog von Kreta aus der Sonne entgegen, kam ihrer Glut zu nahe und stürzte ins Meer.

Enthält Ikaros' Geschichte eine ferne Erinnerung an jene rätselhafte Katastrophe, die den Höhenflug der minoischen Kultur so jäh beendete? Es wäre gut möglich. Doch das minoische leichtbeschwingte Kreta, das unsere Augen gefangen nimmt, bleibt stumm. Auch die Griechen wussten nur wenig von der kretischen Palastzeit, deren Blüte fast tausend Jahre vor ihnen auf der Insel im Süden stattgefunden hatte. Herodot, einer ihrer frühesten Geschichtsschreiber (um 700), stellte jedoch zumindest fest, dass »ganz Kreta vor Zeiten von Nicht-Griechen bewohnt« war. Die Inventarlisten der Palastverwaltung belegen, dass die Minoer kein Griechisch sprachen, denn ihr Vokabular lässt sich bis heute keiner der uns bekannten Sprachen zuordnen.

Dennoch erscheint uns die Kultur der Minoer so typisch griechisch, weil die Griechen in vielfacher Hinsicht Kretas Kultur beerbten. Griechische Stämme kamen nach und nach vom Festland herüber und ließen sich auf der Insel nieder. Auf dem Festland machten sich etwa zu der Zeit, als Kretas Stern zu sinken begann, griechische Städte bereit, das minoische Erbe anzutreten. Besonders Mykene im nördlichen Peloponnes.

Mykene. Die prächtigen ersten Griechen

Noch Pausanias, der als Geograf und Schriftsteller das antike Griechenland bereiste, beschreibt in seinem Reiseführer aus dem 2. Jahrhundert unserer Zeit Mykenes Mauern und vor allem das Löwentor. »Über ihm stehen zwei Löwen und diese Mauern sollen das Werk von Kyklopen sein. In den Trüm-

mern von Mykenai befinden sich die unterirdischen Räume des Königs Atreus und seiner Söhne, in denen sich ihre Schätze befanden.« Ein Jahrtausend vor Pausanias nennt Homer Mykene die »weitgebaute«, die »golderfüllte« Stadt.

Solche und ähnliche Hinweise brachten im 19. Jahrhundert den deutschen Kaufmann Heinrich Schliemann auf die Spur der verschollenen Kultur. Der Bewunderer Griechenlands reiste 1874 nach Mykene, warb Arbeitskräfte an und begann mit Grabungen. Die Fachwelt belächelte Schliemann. Für die Gelehrten war Homer ein Märchenerzähler, dessen Schilderungen einer frühen griechischen Gesellschaft und eines »golderfüllten« Mykenes ein Produkt dichterischer Phantasie. Doch Schliemann ließ sich nicht beirren. Seine Helfer gruben sich durch den Schutt der Jahrtausende, und dann »stieß etwa 6 Meter tief die Hacke auf den Grund. Auf dem Grunde aber lagen in fünf Gräbern an 15 Leichen, angetan mit einem überreichen, man darf sagen fabelhaften Goldschmuck«, heißt es in Schliemanns Erinnerungen. »Dass dies die Gräber einer Herrscherfamilie waren, daran konnte der Glanz ihrer Ausstattung keinen Augenblick einen Zweifel lassen.«

Die kostbaren Grabbeigaben stammten von überall her. Blauer Lapislazuli und Elfenbein aus dem Nahen Osten, Silber aus Kleinasien, Trinkgefäße aus Straußeneiern hatten aus Ägypten und Äthiopien übers Meer den Weg nach Griechenland gefunden. Tausende von Bernsteinperlen aus Nord-europa, Glasschmuck aus Kreta und unzählige weitere Gegenstände hatten die Mykenen ihren Herrschern auf dem Weg ins Jenseits mitgegeben: Trinkgefäße aus Edelmetall, eine kostbare, aus Bergkristall geschnittene Opferschale, Ketten mit kunstvollen Anhängern, Diademe und Kronen, dünn gehämmertes Goldblech in Gestalt von Schmetterlingen, Sternen, Tintenfischen, Blättern und Blüten, Armreifen aus massivem Gold, Gürtelschnallen – die Menschen in den Gräbern waren buchstäblich in Gold gekleidet. »Goldene Masken, welche die Züge der Verstorbenen nachbildeten, lagen über dem Antlitz der Männer, goldene Platten, reich mit Spiralen verziert, deckten die Brust. Aber damit, dass sie den Leichen das stolzeste Prachtgewand anlegten, ließen es die Hinterbliebenen nicht genug sein. Man gab dem König auch mit, was er dort drüben zum künftigen Leben nötig hatte: Kostbare Salben und Öl enthielten die irdenen, bronzenen, silbernen Krüge, silberne und goldene Becher, sein goldumspannenes Szepter, seine kunstvoll mit Gold und Silber eingelegten Schwerter an goldenen Wehrgehängen geleiteten den Herrscher ins Grab.« Und in der Auffüllung über den

Grabschächten lagen die Leichen geopferter Menschen und Tiere, um die Geister der Toten zu versöhnen.

Die Schreibtischgelehrten konnten sich auf Schliemanns Funde keinen Vers machen. Sie mutmaßten, der goldene Überfluss stamme aus den Perserkriegen, also aus der Zeit um 500, als die Perser in Griechenland eindrangen. Ein zeitgenössischer Historiker urteilte: »Höchst lächerlich war die Verlegenheit der heutigen Gelehrsamkeit, als diese wirklichen Reste von Menschen aus mythischer Zeit zum Vorschein kamen.« Man konnte sich einfach nicht vorstellen, dass bereits lange vor dem klassischen Griechenland eine hoch entwickelte, märchenhaft reiche griechische Kultur existiert haben könnte. Schliemann dagegen war überzeugt, die Gräber jener Könige, von denen einst Homer erzählte, wiedergefunden zu haben. Und der Griechenland-Enthusiast kam der Wahrheit tatsächlich sehr nahe.

Die Blütezeit der mykenischen Kultur datiert man heute auf die Zeit zwischen 1600 und 1200, und sie umfasste ganz Griechenland. Mykenische Zentren befanden sich auch in Tiryns, südlich von Mykene, in Pylos, im südwestlichen Peloponnes, in Theben, einer Stadt in Mittellgriechenland, und auf dem Burgfelsen von Athen, seiner Akropolis.

Schliemann hatte Homers Epen als Geschichtsbuch der Griechen wieder zu Ehren gebracht.

Den letzten Beweis, dass die Mykenener die Griechen waren, über die Homer schreibt, lieferte die Entschlüsselung der mykenischen Schrift. Sie lehnt sich an die noch unentzifferte kretische Schrift an. Diese nennt man das »Linear A«. In der Linearschrift bezeichnen Strichzeichen, senkrechte, waagerechte, schräg geritzte »Linien«, die Laute oder Silben eines Schriftkörpers. Die mykenische Schrift nennt man »Linear B«. Beide, die kretische wie die mykenische Schrift, sind auf kleinen hartgebrannten Tontäfelchen erhalten. Britische Sprachforscher entschlüsselten 1952 die Linearschrift B. Die bis dahin rätselhaften Zeichen erwiesen sich als Aufzeichnungen in griechischer Sprache.

Mit etwas Phantasie erkennen wir in dem mykenischen Wortschatz Vokabeln, die auch uns vertraut sind. *Mate-re* und *pa-te* sind »Mutter« und »Vater«, *ne-wa* bedeutet »neu«, *do-se* die »Dose« oder »Gabe«, *min-ta* die »Minze«, *wa-ka* der »Wagen«. *Te-ke* ist die »Theke«, *da-mo*, das »Dorf«, ist in unserem Wort »Demokratie« enthalten, *a-ne-mo*, der »Wind«, finden wir in unserer »Anemone«, dem Windröschen, wieder. Auch mehrere uns geläufige Personennamen gehen auf mykenische Namensgebungen zurück. Zum Beispiel

Alexandra, Daidalon oder Hektor. Dazu Länder- und Ortsnamen wie Knossos, Kreta, Korinth, Phönizien, Zypern. Schließlich sind die meisten griechischen Götternamen bereits in der Linearschrift B vorhanden. An ihrer Spitze der des »erderschütternden« Poseidon.

Neben dem Chinesischen ist das Griechische die einzige Sprache, die ununterbrochen seit Jahrtausenden bis heute gesprochen wird. Die griechische Sprache ist ein Zweig der indoeuropäischen Sprachfamilie, der die meisten westlichen Sprachen angehören. Ihr Ausgangspunkt ist das ur-indoeuropäische Spracherbe. Die Mehrzahl der Sprachforscher siedeln die indoeuropäischen Völkerschaften um das 5. bis 3. Jahrtausend in den südrussischen Steppen an.

Indoeuropäer kamen auf ihren Wanderungen bis nach Indien, bis in den Iran, nach Kleinasien und Westeuropa. Sie bewegten sich als Vieh-Nomaden von einem Aufenthalt zum anderen. Nicht weil sie Länder erobern wollten, sondern um jeweils den nächsten Weideplatz für ihre Kühe, Ziegen und Schafe zu finden.

Die griechische Sprachgruppe erreichte um das Jahr 2000 den südlichen Ausläufer der Balkan-Halbinsel, das heutige Griechenland. So sieht es die Mehrzahl der Historiker.

Andere verlegen die Ankunft der archaischen Indoeuropäer schon in das Jahr 7000 vor unserer Zeit. In Griechenland hätten sich die Einwanderer mit den eingeborenen Jägervölkern genetisch vermischt. Und daraus seien die griechisch sprechenden Mykenen hervorgegangen.

Unbestritten stellt die mykenische Kultur einen Einschnitt in der Siedlungsgeschichte Griechenlands dar. Einen Neubeginn. Die Mykenen waren die erste Kriegerkultur auf griechischem Boden. In einer Grablegung fanden sich beispielsweise 90 Schwerter. Hieb- und Stichwaffen waren, anders als bei den Kretern, die liebsten Prunkstücke mykenischer Herrscher. Ihre Wandmalereien, die allerdings wenig gut erhalten sind, preisen den mörderischen Kampf und die Tierhatz. So realistisch wie die späteren homerischen Epen. Auch die Erstürmung von Siedlungen, Wagenkämpfe und Wagenrennen werden ständig auf Vasen und Grabstelen dargestellt. Ein unwiderleglicher Beweis, in welch hohen Ehren das Kriegshandwerk bei den Mykenen, den ersten Griechen, stand.

Die indoeuropäischen Steppenvölker erfanden das Rad ein zweites Mal. Aus den runden Vollholzscheiben entwickelten sie das leichte Speichenrad.

Das erforderte viel Geschick bei der Holzverarbeitung, eine technische Spitzenleistung. Und sie nahmen das Pferd in ihren Dienst, das man bislang nur als Fleischlieferant kannte. Pferd und Wagen vergrößerten den Aktionsradius der Steppenvölker. Aus nomadisierenden Viehtreibern wurden Wagnomaden.

Die Minoer Kretas, deren Kultur zu dieser Zeit ihren Höhepunkt bereits überschritten hatte, suchten den Interessenausgleich mit den benachbarten griechischen Neuankömmlingen. Griechische Handwerker arbeiteten auf Kreta und die kretischen Handwerker waren den Mykenern hochwillkommen. Von ihnen lernten die Griechen die Kunst des Schiffbaus. Auch sonst war man auf Zusammenarbeit angewiesen. Seit die Mykenen sich im späteren Athen mit einer Befestigungsanlage auf der Akropolis festgesetzt hatten, befanden sich die erzeichen Laureion-Berge, südlich der Stadt, in deren Hand. Seit Jahrhunderten wurden dort Silber, Kupfer und Blei gefördert. Und darauf war Kreta angewiesen, denn die Insel war arm an Metallvorkommen.

Umgekehrt besaßen die athenischen Mykenen keinerlei Kenntnisse in den komplizierten Bergbautechniken. Also arrangierte man sich.

Kurzum, ich stelle mir vor, dass beide Kulturen voneinander profitierten. Wenn auch jede ihre Eigenart bewahrte. Die mykenischen Palastanlagen sind gewiss mit Hilfe kretischer Architekten entstanden. Doch die Paläste von Pylos oder Mykene sind keine Kopien der kretischen Anlagen. Auch die mykenischen Fresken sind zwar inspiriert von der kretischen Wandmalerei. Sie setzen jedoch formal und inhaltlich verschiedene Akzente.

Eventuell haben die Mykenen von Kreta den Straßenbau gelernt. Doch sie passten die Straßen ihren Wagen an. Den schnellen zweirädrigen Speichenwagen. Straßen der mykenischen Zeit sind in der Nachbarschaft der Städte von Mykene und Pylos aufgefunden worden, auch in Mittel- und Nordgriechenland. Einige weisen eine Durchschnittsbreite von drei Metern auf, Brücken und Entwässerungssysteme machten sie selbst zu Regenzeiten passierbar. Der mykenische Adel liebte es offenbar, mit Wagen übers Land zu fahren. Ein Fresko aus Tiryns, südlich von Mykene, zeigt sogar zwei Damen auf einer Spazierfahrt durch die Landschaft. Die herrschaftlichen Frauen stehen, purpurrote Zügel in den Händen, in einem karminroten Wagenkorb, die Vierspeichenräder sind gelb bemalt.

Ob die Mykenen schon Wagenrennen veranstaltet hatten? Diese haben Griechenlands Geschichte bis tief in die christlich-byzantinische Zeit beglei-

tet. Auf mykenischen Vasenbildern glaubt man Hinweise auf Wagenrennen zu finden. Und auf ein spontan angesetztes Rennen sollen ursprünglich die späteren Olympischen Spiele (seit 776) zurückzuführen sein.

Zwei Jahrhunderte länger währte die mykenische Kultur. Ihre Herrscher kontrollierten jetzt das östliche Mittelmeer. Noch Homer wusste davon. In seiner *Ilias* stellt Mykene das größte Schiffskontingent, als die griechischen Städte vereint nach Troja aufbrechen.

Zwischen 1984 und 1994 unserer Zeit bargen Unterwasser-Archäologen ein antikes Schiffswrack vor der südwestlichen türkischen Küste. Vor dem Kap Uluburun. Ungefähr um das Jahr 1300 war das Schiff dort mitsamt seiner Ladung versunken. Vielleicht bei einem Unwetter. Das 15 Meter lange Frachtschiff hatte sich in 50 Meter Tiefe auf den Meeresboden gesenkt. In riskanten und langwierigen Manövern bargen die Archäologen seine 20 Tonnen schwere Ladung. Die Funde gewähren einen einzigartigen Einblick in den Handelsverkehr der Ägäis zu mykenischer Zeit.

Das Uluburun-Schiff hatte Waren aus aller Welt geladen. Aus dem Zweistromland, dem Iran, aus Zypern, Ägypten und Mykene. 10 Tonnen seiner Fracht machten Kupferbarren aus, 40 Zinn-Barren wurden geborgen. Beide Metalle wurden zur Bronzeherstellung benötigt, dem Leitmetall jener Zeit, die noch keinen Eisengebrauch kannte. An weiteren Rohmaterialien hatte das Schiff afrikanisches Ebenholz, Elefanten- und Nilpferdzähne an Bord genommen, 3 Tonnen farbiges Rohglas, 150 Krüge mit Grundsubstanzen zur Salben- und Parfumerstellung. Außerdem enthielt die Fracht eine Menge luxuriöser Fertigwaren. Rasiermesser, elegante mykenische Keramik, goldene Anhänger, Armbänder, Tausende bunte Perlen aus Glas, Bernstein, Achat, Karneol, dazu verschiedene Kosmetika. Und natürlich tauchten auch Werkzeuge alle Art auf. Bronzene Bohrer, Meißel, Äxte, eine Säge, Harpunen und außerdem ein kleines Waffenarsenal, Speer- und Pfeilspitzen, Schwerter, steinerne Keulenköpfe.

Zu den kulturhistorisch interessantesten Artefakten gehören zwei hölzerne Klapp-Schreibtafeln. Ihre Wachsbeschichtung, die Schriftzeichen waren abgetragen. Schade, die Aufzeichnungen hätten eventuell über die Herkunft und den Bestimmungsort des Uluburun-Schiffs Auskunft geben können. So ist man auf Vermutungen angewiesen.

War es ein phönizisches oder ein zyprisches oder ein ägyptisches Schiff, das vor der türkischen Küste havarierte? Oder war es vielleicht sogar ein

»Diese Mauern sollen das Werk von Kyklopen sein.«

Das Löwentor. Haupttor der Stadt Mykene.

mykenisches Handelsschiff? Mit an Bord haben sich offenbar zwei mykenische Würdenträger befunden. So deuten die Archäologen zwei Löwen-Siegel, die sie als mykenisch identifizierten.

»In elf Jahren absolvierten wir 22 413 Tauchgänge und verbrachten insgesamt 6 613 Arbeitsstunden mit Bergungsarbeiten am Wrack«, schreibt Cemal M. Pulak, einer der Mitarbeiter des Projekts. Eine Vielzahl der Funde präsentiert heute das Museum von Bodrun in einer eigens dem Uluburun-Schiff gewidmeten Dauer-Ausstellung. Bodrun liegt in unmittelbarer Nähe des Fundortes. Das »Unterwasser-Museum« ist ein 5-Sterne-Museum, im Wettbewerb der europäischen Museen erhielt es 1995 das Prädikat »Besonders Lobenswert«.

Ein Prunkstück der Präsentation ist ein goldenes Skarabäus-Siegel von Nofretete, deren Gemahl, Pharao Echnaton, von 1352 bis 1336 Ägypten regierte. Ihre weltbekannte Büste befindet sich im »Alten Museum« von Berlin und zieht jährlich Tausende Besucher an. Manche legen Blumen vor Nofretete nieder, eine Huldigung an die Schöne über den Abgrund von 3 000 Jahren hinweg.

Nofretete war eventuell noch unter den Lebenden, als das Uluburun-Schiff zur letzten Fahrt seine Segel setzte. Und die Frage ist, wie so ein kostbares Siegel an Bord gelangte. Das ist bis heute ebenso wenig geklärt wie die mit zwei Siegeln bezeugte mykenische Präsenz auf dem Segler.

Doch der Unterwasserfund unterstreicht die Bedeutung Mykenes in der Spätbronzezeit. Schliemann und seine Nachfolger hatten die älteste griechische Kultur wieder ans Licht gebracht. Sie gaben Mykene den gebührenden Platz in der Weltgeschichte zurück.

Lichtlose Jahrhunderte

Um das Jahr 1200 fanden die mykenischen Städte ein plötzliches Ende. Doch nicht allein in Griechenland, rings um das östliche Mittelmeer gingen Städte in Flammen auf. Die Atlantis-Sage, die uns der griechische Philosoph Platon überliefert hat, spielt vielleicht auf jene großräumige Katastrophe an.

Danach überzogen die »Atlanten« damals »ganz Europa und Asien« mit Krieg. Sie unterwarfen sich die Völker »in Libyen bis Ägypten« und die Bewohner »Europas bis Tyrhnenien«, dem Etruskerland. Nur die Athener, »auf sich allein

angewiesen«, hielten den »übermütigen«, aggressiven Atlantern stand. So erzählt Platon unter Berufung auf Solon. Dieser war ein entfernter Verwandter von Platons und soll im 6. Jahrhundert die Atlantis-Sage aus Ägypten nach Athen gebracht haben.

Sind Platons Atlanter jene »Seevölker«, die ägyptische Inschriften erwähnen? Die »nördlichen Völker« taten sich zusammen, heißt es dort, und »sie legten ihre Hand auf den ganzen Erdkreis, siegesgewiss, voll Unternehmungslust«. Pharao Ramses III. rühmt sich, die Seevölker endlich bezwungen zu haben, die bis in das fruchtbare Nildelta mit seinen berühmten Städten eingedrungen waren. Den Sieg des Pharao verherrlicht sein Totentempel in Medinet Habu am Mittellauf des Nils. Ein Relief zeigt feindliche Kämpfer mit Federkronen und Hörnerhelmen, die gerade in einen Nilarm eindringen wollen. Glaubt man der ägyptischen Inschrift, hatten die Seevölker im Nildelta eine entscheidende Niederlage hinnehmen müssen. Nachdem sie zuvor ringsum die Länder ausgeraubt und gebrandschatzt hatten.

Dass die Mykenen von den »Seevölkern« überrannt wurden, ist nur eine Vermutung. Aber es gibt keine alternative Erklärung. Die mykenische Kultur endet tatsächlich in einem Schwarzen Loch, soviel ist sicher. Und so sieht es auch die griechische Sage.

Agamemnon, König der Mykenen, kehrt aus dem Trojanischen Krieg in seine Heimat zurück und findet dort ein schmachliches Ende. Odysseus muss endlose Prüfungen bestehen, bis seine Frau Penelope ihren Mann zurück hat: »Da versagten ihr das Herz und die Knie, weinend ging sie grad auf ihn zu und schlug ihre Arme fest um den Hals des Odysseus«, erzählt Homer. Odysseus hatte Glück, er hatte in der Göttin Athene eine Helferin in allen Nöten. Den meisten trojanischen Helden jedoch war keine glückliche Heimkehr beschieden.

Mit dem Trojanischen Krieg beginnen die »Dunklen Jahrhunderte«, die zwischen Mykene und der griechischen Klassik liegen. Den Begriff »Greek Dark Ages« haben Archäologen geprägt. Die Wortprägung hebt darauf ab, dass nach dem Untergang von Mykene die Bodenfunde in Griechenland nichts mehr zu bieten haben, was das Herz eines Archäologen höher schlagen ließe. Sie vermissen schön dekorierte Keramik, prunkvolle Grabbeigaben, nirgends treten neue Großbauten an die Stelle der eingeäscherten Paläste. Sogar bronzene Gebrauchsgegenstände werden Raritäten. Und nirgends stießen Archäologen in nachmykenischer Zeit auf schriftliche Hinterlassenschaften.

ten. Die Schreiber waren mit den Dunklen Jahrhunderten arbeitslos geworden. Schließlich gab es nichts mehr zu verwalten und zu inventarisieren. Und gleichzeitig verloren die Künstler ihre Fertigkeiten, weil es keine fürstlichen Gönner mehr gab, die ihnen Aufträge erteilten.

Griechenland ist ein küstenreiches Land. Man rechnet 15 000 Kilometer Küstenlänge für ganz Griechenland, seine Inseln mit einbegriffen, und davon entfallen etwa 4 000 Kilometer aufs Festland. Das Meer ist von jedem Ort aus in einem Fußmarsch von ein, zwei Tagen zu erreichen. So war Griechenland vielleicht besonders den Seeräubern ausgeliefert. Ein spürbarer Rückgang der mykenischen wie der vorgriechischen Bevölkerung muss die Folge gewesen sein.

Die »Pelasger«, so nennen griechische Geschichtsschreiber die vorgriechische Bevölkerung, wohnten schon seit der Steinzeit auf dem Festland und den griechischen Inseln. Als Jäger und Sammler durchstreiften sie die Lande, wurden schließlich sesshaft und bearbeiteten den Boden mit der Hacke. Den mykenischen Zuwanderern, die sich zu ihren Herren aufwarfen, mussten die Pelasger sicher Frondienste leisten. Neben dem Getreideanbau kultivierten die Urbewohner auch den Ölbaum und die Weinrebe. So berichtet es Herodot. »Welche Sprache die Pelasger hatten, kann ich nicht genau sagen«, schreibt er weiter. »Wenn man nach den heutigen Pelasgern urteilen darf, haben sie eine nichtgriechische Sprache gesprochen.«

Die einheimische Bevölkerung Attikas und Athens rechnet Herodot ebenfalls zu den Pelasgern: »Mit dem Übergang zu den Griechen haben sie dann ihre Sprache gewechselt.« Die Ur-Athener waren also keine Griechen. Sie wurden Griechen, indem sie lernten, griechisch zu sprechen. Gewiss schon in mykenischer Zeit. Die Mykener waren an den Erzvorkommen des südlichen Attikas interessiert, an Kupfer, Silber und Blei, und so mag es zu engeren Kontakten zwischen ihnen und den Pelasgern Athens gekommen sein.

Griechen definieren sich nicht über »griechisches Blut«, sondern über ihre Sprache. Grieche ist, wer griechisch spricht. Und genetisch gesehen sind die Griechen ein Zusammenschluss verschiedener Völkerschaften. Die »Barbaren«, von denen sich die Griechen später so gern unterschieden und abhoben, waren für sie nicht die dem Blut nach, weil nicht verwandten, Fremden, sondern Menschen mit einem anderen, ungriechischen kulturellen Hintergrund.

Nach der Entvölkerung durch den Seevölkersturm sickerten vom Balkan

her noch andere griechisch sprechende Völkerschaften ins Land ein. Antike Historiker heben unter ihnen besonders die sogenannten »Dorer« hervor. »Die Dorer nahmen zusammen mit den Nachkommen von Herakles den Peloponnes in Besitz«, bemerkte der Historiker Thukydides. Die Dorer galten als die Vorfahren der Spartaner. Möglicherweise, weil sie erst so spät ins Land gekommen waren, hören sie am liebsten »Heldensagen und solche Geschichten, die sich in fernen Zeiten zutrug«. Und die Dorer statteten sich mit einer ruhmreichen Vergangenheit aus, die auf Herakles, den ruhmreichsten Sagenhelden Griechenlands, zurückgriff. Wer weiß, vielleicht ein Werbetrick. Wenn schon die Athener sich rühmen konnten, »autochthon«, also einheimisch, dem griechischen Boden entsprossen zu sein, hatten die Spartaner keinen geringeren Ahnherrn vorzuweisen als Herakles. Den keulenschwingenden, mit einem Löwenfell bekleideten Heroen. Ihn verehrte ganz Griechenland.

An der Schwelle zum 10. Jahrhundert nehmen Archäologen erste Zeichen einer wirtschaftlichen Erholung der Region wahr. Die Zahl der Siedlungen wächst, Gräber sind reicher ausgestattet. Mehr Nahrung wird produziert. Eine besser ernährte Bevölkerung wächst, und eine wachsende Bevölkerung produziert wiederum mehr Nahrung. Eisen kommt in Gebrauch. Es ist überall zu finden, ein demokratisches Metall. Eisen macht durchschnittlich fünf Prozent der Erdkruste aus.

Dass Eisen in allen Kulturen erst so spät in Gebrauch kam, liegt daran, dass es schwieriger zu verhütten ist als Kupfer. Seine Verhüttung, das heißt die Ausschmelzung des Metalls aus dem Erz, verlangt einen präzisen Feuerungsprozess. Das Feuer muss mit einem starken Luftstrom gespeist werden, in einem Eisenerzofen, in dessen Inneren glühende Holzkohle das eisenhaltige Gestein völlig umgibt. Nach der Ausschmelze taugt das Eisen auch noch nicht viel. Es ist porös und muss intensiv gehämmert werden, damit sich die Metallpartikel zu einem konsistenten Werkstück vereinen. Seit dem Jahr 1500 vor unserer Zeit beherrschen die Schmiedemeister Kleinasiens diese schwierige Technik. Erst ein halbes Jahrtausend später findet man sie in Griechenland. Gewiss durch wandernde, hoch zu entlohnende Eisenschmiede aus dem Osten.

Dass man solche Spezialisten jetzt in Griechenland anwerben kann, ist ein weiterer Hinweis auf eine Verbesserung der wirtschaftlichen Situation. In Lefandi, auf der langgestreckten, großen Insel Euboia, nördlich von Attika,

wurden unter anderen kostbaren Grabbeigaben einer adeligen Frau eiserne Gewandnadeln sowie eine Eisenklinge an einem Elfenbeingriff gefunden.

Eiserne Gebrauchsgegenstände lassen sich in der frühen Eisenzeit kaum mit Gold aufwiegen. Nicht weil es an Eisenvorkommen fehlte, sondern weil Eisenschmiede Seltenheitswert besaßen.

Das Vorkommen von Eisenerzeugnissen in einem griechischen Grab zeigt, wie man jetzt in Griechenland dabei ist, Anschluss an die östlichen Hochkulturen zu gewinnen.

Auch die anderen Grabbeigaben aus Lefandi offenbaren, dass sich wieder eine adelige Oberschicht installiert hatte. Goldene Haarspiralen, Ohringe, ein Anhänger mit einem fein granulierten Kreis- und Sternenmuster, eine Halskette mit Fayence-Perlen, zwei Brustscheiben mit spiralförmigem Dessin fanden sich bei der Leiche. Ganz gewiss war die Unbekannte eine hochstehende Dame.

Adelstitel, wie sie im späteren christlichen Europa durch König oder Kaiser verliehen wurden, gab es in Griechenland nicht. Zum Aristokraten wurde man vielmehr auf Grund von erworbener und ererbter Tüchtigkeit.

Die Devise des griechischen Adels heißt: »Immer der Erste sein und unter allen der Beste.« Der Erste als Vorkämpfer in der Schlachtordnung, der Beste im sportlichen Wettkampf. Das will trainiert sein. Also hat der Adelige auch adelige Eltern, die sich um seine Ausbildung kümmern. Und adelig ist, wer seinen Stammbaum zurück bis zu einem der homerischen Helden verfolgen kann. Griechische Adelige können ihre Abstammung möglicherweise sogar an einem der Götter oder Heroen festmachen. Mythischer Glanz fällt auf die Aristokraten.

Diese soziale Elite nannte sich die »Schönen und Guten« (*kaloï kagathoi*) und ihre Herrschaft eine »Aristokratie« (»Führung durch die Besten«). Im späteren Athen hießen sie auch die »Eupatriden« (»hochwohlgeborene Nachkommen edler Eltern«). Die griechischen Eliten rekrutierten sich aus den Adelshäusern der Mykenen, andere hatten es in den »Dark Ages« durch Seeräuberei zu Ruhm und Reichtum gebracht, wieder andere, indem sie priesterliche Ämter für sich monopolisierten.

In den »Dark Ages« hatte es wohl keine reisenden Sänger und Poeten mehr gegeben. Denn sie lebten von der Gunst der Fürsten und deren Sitze waren verwaist. Gewiss schon in mykenischer Zeit hatten Poeten die Helden besungen, den Gastgeber und dessen ruhmreiche Ahnen und wurden dafür